

Véronique Tamaccio, 30, gab ihre Karriere als Ballerina auf, um ihre Freiheit zu geniessen.

Ich kam 2009 nach Zürich, um bei Spoerli im Opernhaus anzufangen. Mit vier begann ich in meiner Heimatstadt Marseille mit dem Ballett, aber ich hätte nie gedacht, dass daraus mal eine Profikarriere werden würde – ich bin da so reingewachsen, weder mein Ehrgeiz war besonders gross noch der meiner Eltern. Ich war mit Leidenschaft dabei, aber ich wollte lieber Anwältin werden als Primaballerina. Bereits mit fünfzehn war mir klar, dass ich professionell einsteigen würde, nachdem ich zu meiner Überraschung den Prix de Lausanne gewann. Schon mit einundzwanzig hatte ich immer im Hinterkopf, dass ich spätestens mit dreissig aufhören würde mit dem Tanzen. Schon damals merkte ich, wie mein Körper mit den Jahren steifer wurde, es war frustrierend, wie viel mehr Stretching es brauchte.



Mein dreissigster Geburtstag rückte näher, und ich sehnte mich zunehmend nach freier Zeit. Nach einem Leben. Ich wollte einfach mal ein freies Wochenende haben, mit meinem Verlobten wegfahren, ohne schlechtes Gewissen Käsefondue essen oder in den Ausgang. In den vergangenen drei, vier Jahren schwand die Balance: Ich steckte so viel Energie ins Tanzen und hatte das Gefühl, nicht im gleichen Masse etwas dafür zurückzubekommen.

Natürlich sammelte ich wertvolle Erfahrungen. Ich lebte schon als Teenager in London, gehörte zum Amsterdamer Dutch National Ballet und zum Birmingham Royal Ballet. Aber früh wurden an mich auch hohe Erwartungen gestellt, ich musste mich in fremden Städten allein zurechtfinden.

Amsterdam gefiel mir, aber ich hatte es satt, mehr oder weniger von der Hand in den Mund zu leben – und das Zürcher Opernhaus zahlt seinen Tänzern die höchsten Saläre in Europa. Ausserdem wollte ich in einem klassischen Ensemble unterkommen, in einer schönen Stadt, deshalb sprach ich bewusst in Zürich vor. Zwei Tage später hatte ich den Vertrag in der Post.

In den folgenden drei Jahren gab ich alles. In der ganzen Zeit hatte ich kein einziges freies Wochenende, keinerlei Privatleben. Morgens um zehn begann das Training, nachmittags waren Proben für die Aufführung am Abend, kurz vor Mitternacht verliess man dann die Oper – zu Hause isst man noch was, duscht, fällt ins Bett, dann gehts wieder von neuem los. Es bleibt kein Raum für irgendetwas anderes. Ich

hatte immer viele Freunde, die mit Ballett nichts zu tun haben; dadurch habe ich eine gewisse Distanz behalten.

Ich habe Soli in «Schwanensee» getanzt, in «Dornröschen», im «Nussknacker», aber so viel Arbeit für vielleicht zehn Minuten Solo, das ist hart. Ich empfand schon Glück auf der Bühne, es ist ein unbeschreibliches Gefühl, wenn du gut warst! Andererseits ist man als Tänzer nie lange mit seiner Leistung zufrieden, es geht immer noch besser. Die Freude nach einem Auftritt schwand bei mir, zugleich musste ich mehr trainieren, weil mein Körper alterte. Ich wurde immer selbstkritischer – hatte Angst, eine frustrierte Ballerina zu werden, die ihren Job irgendwann hasst.

Meine Freunde und Verwandten waren immer neidisch auf meine Muskeln und meine Haltung. Sie fragten mich oft, wie sie selbst eine bessere Haltung oder Koordination bekämen. Warum machst du nicht eine Ballettklasse für normale Menschen, für jedermann?, schlug mir eine Freundin vor. Also überlegte ich mir ein Training mit Elementen aus Ballett, Pilates und Yoga und probierte es an Freunden aus – die waren begeistert.

Im letzten Juli hörte ich an der Oper auf, noch ohne Plan, aber bereits am 3. September 2012 gab ich meine erste Stunde, mit fünf Schülern – inzwischen habe ich bei «Ballet for everyone» mehr als 250 Schüler, darunter eine Handvoll Männer. Sie kommen wegen des Workouts und aus Spass; ich erwarte keine perfekten Pirouetten von ihnen. Ich freue mich allerdings, wenn sie danach aufrechter durch die Strassen gehen.

Seitdem habe ich ein Kilo zugenommen, meine Form also gehalten. Manchmal wundere ich mich selbst, dass ich das berufsmässige Tanzen kein bisschen vermisse. Doch seit Ende meiner Karriere ist alles so viel leichter geworden, richtig begreife ich das erst jetzt. Jahrelang tat mir immer etwas weh, die Knie, der Nacken; keinen kummerts, ob du nach einer Fuss-OP mit Schmerzen auf der Bühne stehst – du musst einfach hundert Prozent funktionieren, eine gute Figur im Trikot machen, jeden Stress wegschieben, weil der sich körperlich niederschlägt. Heute bin ich total glücklich, fühle mich frei, auch weil ich nicht mehr ständiger Beurteilung ausgesetzt bin. Weder meiner noch der eines Chefs und meiner Kollegen. Jetzt kann ich mir sogar die Freiheit nehmen, eine Familie zu gründen.

Protokoll Anuschka Roshani , Bild Florian Kalotay